

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 254.

Sonntag, 17. September

1933.

Lutz sucht Braut

für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Heinz Torsten jedoch fand blond sad.

Heinz Torstens Mutter war schwarzhaarig gewesen. Und da er sie immer für die schönste Frau auf Gottes weitem Erdenrund gehalten, ist es nicht weiter zu verwundern, daß sich in seinem Herzen der Begriff „schön“ unwillkürlich mit der Vorstellung „schwarzhaarig“ verknüpfte.

Else Marschners Haar wirkte, wenn man es nicht genau unter die Lupe nahm, schwarz. Es hatte einen seltenen seidigen Glanz. Wenn man es ansah, konnte man glauben, es müsse unter der leisesten Berührung knistern, wie eben Seide knistert. Das etwas bleiche Gesicht fügte sich dem dunklen Rahmen ungemein wirkungsvoll an, und der schöngeformte rote Mund unter der winzigen Nase könnte zum Küssen reizen, wenn die klaren, tiefgrauen Augen weniger ernst geblickt hätten.

Es hatte keinen Zweck, es zu leugnen: Nach Ablauf der ersten fünf Minuten war Heinz Torsten in Else Marschner verliebt! So verliebt, daß er es aufrichtig bedauerte, die bisherige Zeit seines Lebens ohne sie verbracht zu haben und es noch mehr bedauerte, daß es in dieser unvollkommensten aller Welten Einrichtungen und Anschauungen gab, die es unmöglich machen, ein junges Mädchen, dem das Herz zuslog, einfach bei der Hand zu nehmen, zum nächsten Standesamt zu fahren und zu sagen:

„Hier, diese Dame möchte ich haben! Sind Sie damit einverstanden, Herr Standesbeamter? Schön . . . dann tun Sie Ihre Pflicht!“

Genau so unmöglich war es leider, hier hereinzukommen und dem Fräulein, das da als Sekretärin des Architekten Eggebrecht arbeitete, eine Liebeserklärung zu machen. Abgesehen davon, daß man gegen Liebeserklärungen an sich allerlei einzuwenden hatte. Jede Liebeserklärung hat den Nachteil, millionenfach dagesewesen zu sein, jede Liebeserklärung klingt abgeschmackt, weil sie ebenso millionenfach mißbraucht worden war zu allen möglichen Zwecken.

Man mußte sich also damit begnügen, sich mit der Dame, die es fertigbekommen hatte, das Herz des Weltrekordmannes Torsten im Weltrekordtempo zu erobern, zu unterhalten. Was dann ungefähr so ausah:

„Sie haben wohl sehr viel zu tun in so einem Büro?“

„O ja!“

„Tja! Aber alle Tage dieselbe Arbeit . . . das muß doch auf die Dauer zum Davonlaufen sein?“

„Jeder Tag bringt etwas anderes. Zur Langeweile fehlt es einem an Zeit!“

„Hm! — Sind Sie denn wenigstens mit Ihrem Chef zufrieden? Oder gibt er Ihnen Anlaß zu Klagen?“

Else Marschner sah auf, und den Besucher mit seinem Lächeln an. Dies Lächeln wiederum war von einer Wirkung, die sicher nicht beabsichtigt wurde: Heinz

Torsten sagte sich: Ein Mädchen, das so lächelt, ist es schon allein deswegen wert, geliebt zu werden!

Und dachte: „Wenn Lutz Eggebrecht kommt, bevor ich ihm das gesagt habe, schmeiße ich ihn hinaus!“

„Ich kann mich nicht beklagen!“ antwortete Else Marschner.

Es war zum Verzweifeln. Mit einer Dame, die man irgendwo trifft — auf dem Sportplatz, in einer Gesellschaft oder so —, kann man reden . . . von Sport, Lenz und — eventuell — auch von Liebe. Bei dem letzteren Thema muß man nur achgeben, daß nicht die Mutter der betreffenden Dame in Hörweite sich befindet, das könnte zu ungewollten Folgen führen.

Was aber soll man mit einer Dame sprechen, der man in einem nüchternen Architekturbüro gegenüber sitzt?

Man konnte nicht sagen: „Mein gnädiges Fräulein, ich liebe Sie! Lassen Sie den ganzen Krempel liegen und werden Sie meine Frau! Ich habe ein nettes Haus in der Königsallee in Wannsee, habe genügend Vermögen, weil mein Vater nicht mehr Zeit genug hatte, das Angesammelte zu verzehren, ich habe in Los Angeles in Anbetracht der Tatsache, daß an dem Tage das Thermometer achtunddreißig Grad im Schatten verzeichnete, nur eine Bronzemedaille bekommen, aber ich habe bisher noch keine Frau geliebt außer meiner Mutter, deren Haar fast ebenso schwarz war das Ihre . . .“

Man mußte sagen: „Herr Eggebrecht scheint doch länger auszubleiben!“, während man dachte: „Meinetwegen braucht er überhaupt nicht zu kommen!“

Und erhielt die Antwort: „Er muß jeden Augenblick da sein!“

Dann sah man wieder, drehte die Zigarette zwischen den Fingern und ließ keinen Blick von dem lieblich-reizenden Menschenkind, das an einem ziemlich schäbigen Schreibtisch sich einer prosaischen Beschäftigung hingab.

Heinz Torsten betrachtete gerade mit einer an Ehrfurcht grenzenden Aufmerksamkeit die schlanke schreibende Hand des jungen Mädchens und malte sich aus, daß es eigentlich eine ganz unterhaltende Aufgabe sein müßte, jeden einzelnen dieser weißen hübschen Finger zu küssen — versuchte nebenbei in sich selbst eine plausible Beantwortung der Frage zu finden, wie es möglich sei, sich gewissermaßen von Zeit auf Zeit zu verlieben, sintemalen man doch allgemein als leidlich vernünftiger Mensch mit klarem Verstand galt . . . da trat dieser Herr Lutz Eggebrecht ein, von dessen Existenz man — obwohl man von ihm sprach — kaum noch eine Ahnung hatte.

Lutz stuchte einen Augenblick, erkannte seinen Besucher und begrüßte ihn. Riefte Else Marschner freundlich zu und ließ Heinz Torsten in das Nebenzimmer treten, das für intimere Besprechungen geeignet war.

„Sie haben ja da drüben ein ganz wundervolles Geschöpf!“ begann Heinz Torsten, nachdem sich die Tür

hinter ihnen geschlossen hatte. Und stellte sich mit dieser Einleitung in offensichtlichen Gegensatz zu seiner Aufgabe, die bekanntlich einer „Vereinsgründung“ galt. „Wie haben Sie denn das so bald herausbekommen?“ lächelte Luz.

„Das braucht man nicht erst herauszubekommen . . . so etwas sieht man auf den ersten Blick!“ erwiderte Heinz Torsten beinahe entrüstet.

„Sie haben übrigens recht: Das Mädchen ist ein Juwel, wie man es alle hundert Jahre nur einmal findet!“

„Und so etwas sitzt in einem Büro und schreibt fade Architekturbriefe!“

„Architekturbriefe sind manchmal interessant, besonders, wenn sie an einen Kunden gerichtet sind, der sich erst ein Haus bauen läßt, und dann trotz zwölfmaliger Mahnung nicht ans Bezahlen denkt! Aber sind Sie nur gekommen, um diese Feststellung zu machen?“

Da besann sich Heinz Torsten.

„Ich wollte mit Ihnen über Git Stüwe sprechen. Sie müssen unbedingt verhindern, daß sie eine Dummheit macht . . .“

„Git Stüwe macht scheinbar nur Dummheiten. Welche meinen Sie?“

„Die Geschichte mit Ihrem Vater. Es geht doch nicht, daß das Mädel einen Mann heiratet, der . . .“

„Ihr Großvater sein könnte! Sehr richtig . . . ich bin auch dagegen!“

„Dann ersparen wir uns ja lange Vorverhandlungen. Ich habe ihr Klarzumachen versucht . . .“

„Das habe ich auch schon getan, leider ohne Erfolg!“

„Genau wie ich! Also wie verhindern wir, daß aus der Sache etwas wird?“

„Ich bin schon mitten drin, es zu verhindern. Ich bin auf der Suche nach einer Braut für meinen Vater!“

„Nach einer . . .“

Heinz Torsten lachte.

„Nach einer Braut, ja! Und ich hoffe bereits eine gefunden zu haben, die ihm zum Bewußtsein bringt, daß sie besser zu ihm paßt, als Git Stüwe! Übrigens habe ich Git Stüwe den beherzigenswerten Vorschlag gemacht, Sie zu heiraten!“

Heinz Torsten wäre trotz allen Weltrekorden bestimmt auf den Rücken gefallen, wenn der Sessel, in dem er saß, ohne Lehne gewesen wäre.

„Jiiich? Hören Sie mal, Herr Eggebrecht, Sie belieben seltsame Scherze zu fabrizieren! Git Stüwe und ich! Erstens kann ich mir Git Stüwe als meine Frau überhaupt nicht vorstellen, zweitens lassen mich blonde Frauen kalt wie Hundeschnäuzchen, und drittens habe ich eine Frau, die ich heiraten möchte, bereits gefunden!“

„Dann allerdings!“

„Warum fragen Sie nicht, wer diese Frau ist?“

Luz Eggebrecht sah seinen Besucher erstaunt an.

„So neugierig sind nur Mütter. Außerdem . . .“

„. . . kennen Sie die Frau! Sie sitzt nämlich da drüben!“

„Else Marschner? Manu, davon hat sie mir doch noch kein Sterbenswörtchen erzählt!“

„Kann sie ja auch nicht, lieber Eggebrecht! Sie weiß es ja selbst nicht einmal! Bis vor einer halben Stunde habe auch ich noch nichts davon gewußt!“

„Ja, wie lange kennen Sie denn Fräulein Marschner?“

„Ich habe sie heute zum ersten Mal gesehen!“

„Donnerwetter! Und schon . . .“

„Ja, wissen Sie, ich glaube, das liegt bei uns so in der Familie. Mein Vater zum Beispiel hat bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre keine Frau angeschaut. Dann sah er eines Tages meine Mutter — das heißt, damals war sie noch nicht meine Mutter und sie wußte auch nicht, daß sie es jemals werden würde! — jedenfalls sah mein Vater sie nachmittags um halb fünf Uhr und um acht Uhr machte er ihr einen Heiratsantrag, der prompt akzeptiert wurde!“

Luz sah mit einem Aufschrecken auf seine Uhr.

„Jetzt ist es elf. Eine halbe Stunde kennen Sie Fräulein Marschner schon, demnach ist um drei Uhr mit Ihrem Heiratsantrag zu rechnen?“

„Wenn ich wüßte, wie sie es aufnimmt, würde ich die Sache gar nicht so lange hinauschieben!“

„Warten Sie lieber noch etwas. Und lassen Sie uns von Git Stüwe sprechen!“

„Von Else Marschner wäre mirs angenehmer!“ seufzte der Weltrekordmann mit vererbten Neigungen zu Rekordern auch in der Liebe.

„Wenn Sie gestatten, möchte ich erst einmal telefonieren. Ich brenne nämlich darauf, eine bestimmte Sache zu erfahren!“ sagte Luz und griff nach dem Hörer.

„Über Git?“

„Es hängt damit zusammen. Ich habe gestern die Frau, die ich für ihn gesucht habe, mit meinem Vater von Großbeeren nach Berlin allein fahren lassen, und möchte nun gerne wissen, wie es ausgelaufen ist!“

„Das interessiert mich ja auch!“

Luz rief Lucie Elmenhorst an. Sie war selbst am Apparat. Das erste, was er von ihr hörte, als er seinen Namen nannte, war ein überaus heiteres Lachen.

„Ihr Vater ist ein ganz reizender Mensch, Herr Eggebrecht!“ hörte er dann ihre Stimme. „Ein entzückender Mensch mit einem goldenem Herzen und ebenso goldenem Gemüt! Nur heiraten kann ich ihn nicht . . . Sie müssen sich also schon nach einer anderen Frau für ihn umsehen!“

„Und darf ich fragen, gnädige Frau . . .“

„Natürlich dürfen Sie. Er ist mir zu verliebt . . .“

„Aber das ist doch . . .“

„Ja, aber nicht in mich, sondern in die junge Dame, der ich ihn abspenstig machen sollte! Von Großbeeren bis Zehlendorf hat er, nachdem ich ihm einige Stichworte zugeworfen hatte, von nichts anderem gesprochen als von dieser Brigitte Stüwe!“

„Und deshalb geben Sie den Kampf auf, gnädige Frau?“

„Sie verstehen eben nichts von Frauen, Herr Eggebrecht! Wenn ein Mann einer Frau immer nur von einer anderen Frau erzählt, dann . . . ja, dann ist das empörend! Und der Mann ist für die Frau erledigt!“

Noch ein paar Worte hin und her, dann ließ Luz mit einem Seufzer den Hörer auf die Gabel fallen.

„Da haben wir den Salat! Aus der ersten Braut, die ich ihm gesucht habe, ist nichts geworden!“

„Mut, mein armer Freund! Suchen Sie ihm eine neue!“

„Woher nehmen und nicht stehlen? Glauben Sie, die Bräute liegen heutzutage nur so auf der StraÙe herum?“

„Natürlich! Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Malen Sie sich ein architektonisch schönes Bild mit der Aufschrift:

„Ich suche eine Braut für meinen Vater!“ in symbolischer blutroter Schrift mit Goldrändern und Myrthenkränzen drumherum . . . das hängen Sie sich um und stellen sich so an der Gedächtniskirche auf, sagen wir, an der Ecke von Maassen oder gegenüber vom „Gloria“-Kino! Wenn Sie dazu noch einen Briefkasten umschnallen, werden Sie sich vor Offerten bald nicht mehr retten können!“

„Na, warten Sie, ich werde Else Marschner ein schönes Charakterbild von Ihnen entwerfen!“

„Am Gotteswillen, erbarmen Sie sich! Ich komme sofort mit was Besserem: Waren Sie schon einmal bei einer Heiratsvermittlerin?“

„Was denn nun noch?“

„Eine Heiratsvermittlerin, habe ich mir sagen lassen, hat alles auf Lager: Junge und Alte, Dicke und Dünne, Kurze und Lange, Schöne und Häßliche, Raffinierte und Gännschen, Reiche und Arme und noch Armere — also mit einem Worte: Für jeden Geschmack ist in reichlichem Maße gesorgt! Und dann . . . Augenblicklich noch, Herr Eggebrecht! Warum haben Sie sich eigentlich nur Ihren Vater als Angriffsobjekt ausgewählt?“

„Soll ich vielleicht für Git Stüwe auch noch einen Bräutigam suchen?“

„Ja, warum nicht? Sie sagte mir einmal, sie würde sich nur mit einem großen, starken jungen Mann vermählen! Bitte: Groß, jung und stark . . . daran fehlt es doch bei Ihnen in keiner Beziehung!“ (Fortf. folgt.)

Abendlied.

Ich stehe tief im goldnen Abendglüh.
Versunken träumt, von Tagessonne satt,
Mein Herz in Bildern, die vorüberziehen
Wie Wolken, die das Licht geliebt hat.

Und immer wandern sie der Sonne nach!
Mein nimmermüdes, großes Lichtverlangen
Ist vor der Dunkelheit der Nacht befangen
Und fürchtet Einsamkeit und Ungemach.

Der ich in Todesnot vergehen müßte,
Dürst' ich nicht folgen deinem Siegeslauf,
Errette mich an deine Flammenbrüste —
O halte, Sonne, deine Tore auf!

Gerda v. Below.

Der Türkenbrand.

Erzählung von Gustav Reuter-Vangnan.

Auf einem Berge östlich von Wien steht ein Bauernhof, der heißt „Der Türkenbrand“. Man sieht von dort aus weit ins flache Ungarland hinein und im Westen bei klarem Wetter hinter den Höhenzügen eine feine Nadelspitze. Das ist der Turm von St. Stephan im Herzen der großen Stadt. Hm wiederum erblüht der Türmer bei klarem Sonnenuntergang ein fernes Blitzen und Glitzern und weiß, daß er das Sonnenpiegeln in den Fenstern des „Türkenbrand“ gewahrt. Der Hof ist alt, aber sein Holz ist glatt, fest und hell, als wäre es erst in diesem Jahr geschlagen. Nur im Winkel der Wohnstube, wo unter dem Bildnis des Kreuzigten das Öllämpchen brennt, ist in die saubere Wand ein Balken gesägt, schwarz und halbverkohlt. Es sieht aus, als wäre hier einmal ein Feuer ausgebrochen und gelöscht worden, ehe es weiter um sich greifen konnte. Das ist aber keineswegs der Fall; der verkohlte Balken stammt von einem anderen Hause, das einmal an dieser Stelle gestanden hat. Damals hieß der Hof noch nicht Türkenbrand.

Es war im Jahre 1683. Eine unheimliche, schwarze Nacht lag über dem Lande, und nur fern in Osten war ein schwacher Lichtschimmer der Wienerstadt. Der Wind fuhr über Busch und Heide, brauste gewaltig im nahen Wald, und hundert geipensische Laute waren wach. Im Bauernhof, den man dazumal nach seinem Besitzer „beim Aschauer“ nannte, zitterte ein schmales Licht unter den Stößen des Sturmes, der durch Ritzen und Fugen drang. Zeitweise öffnete sich die Tür und der alte Beth Aschauer trat heraus.

Die Finsternis stand wie eine Basaltwand um den einsamen Hof, aber des Alten Augen und Ohren schienen sie zu durchdringen, so wie der sichernde Hirsch um sein gehegtes Leven bangt. Immer wieder hatte der Aschauer in die Weite geschaut, und nun war eben Mitternacht vorbei, als sich im Tobel unter dem Hof ein stöhnender Laut aus der Wirnis der Sturmnacht löste. Es war ein dumpfer leuchtender Hornruf, dem entfernter ein anderer antwortete. Auch brechendes Geäst knackte, ein gurgelnder Ruf kam von dort, wo der Hang steil, mit dornigen Sträuchern bewachsen, zum Tobel niederwang.

Beth Aschauer hörte das und die Spannung, die seine Züge seit zwei Tagen versteinert hatte, zog sich nach. Er verschwand in dem gedeckten Gang zwischen Haus und Scheune. Eine Weile war es ganz still, nur die Tür des Stabes hatte geknarrt. Dann kniete der Alte vor dem Herrgottswinkel in der Stube und betete so versenkt, daß ihn erst Poltern und Tritte vor der Haustür auf-rissen. Er stand auf und sein Gesicht war ruhig wie ein Herbst-abend. Zur Tür schritt er, die Fackel in der Hand, und rief mit starkem Rud den Flügel zurück. „Was haut ihr so an die Tür? Sie ist ja offen.“

Wilde braune Gesichter starrten ihn an, geblendet vom plötzlichen Licht. Eisen blinkte auf, grelle Farben schlugen aus bunten Turbanen. Mit heiserem Schreien drängte ein Haufen fremder Menschen in das Haus, Panzer rasselten, und wie blaue Blitze funkelten einige Krummsäbel über das Haupt des Bauern. Der neigte den weißen Scheitel, als hätte er nichts anderes erwartet und sah erstaunt auf, als ein herrlicher Ruf die Säbel in der Luft erstarren ließ. Ein hochgewachsener Mann, dem eine fürchterliche Narbe über das Antlitz schründete, trat heran und packte Beth Aschauer hart an der Brust.

„Was tust du hier?“ fragte er in brüchigem, schnarrendem Deutsch.

„Ich bin der Bauer und das ist mein Haus!“

Der Türke ließ seine Augen ängstlich in jenen Winkel tauchen, als befürchte er, daß Stuben, Speicher und Ställe plötzlich eine Schar Gewappneter auspeien würden. „Alles ringsum ist geschoßen — Narr du, weshalb bist du geblieben?“

„Wird wohl einen Sinn gehabt haben, Türk“, erwiderte der Alte und machte sich mit einem Rud frei.

Der muselmanische Hauptmann ließ ihn. Standen doch

die Panzerreiter ringsum, noch immer hingen die Säbel in der Luft und der Nord glitzerte in schmalen Orientalenaugen.

„Einen Sinn? Wenn du glaubst, du kannst jetzt gehen und Bottschaft tragen nach Wien, daß der Türk kommt, dann irrst du!“

„Bottschaft wird kommen!“ Geheimnisvoll lächelte der Alte.

„Bon dir, he?“ Ein Wink und etliche zähe Janitscharen-säufte verklammerten sich an ihn. „Wir sind da“, fauchte der Türke, „was am Wege steht, stirbt!“

Aschauer nickte.

„Du auch. Oder willst du dich allein dem Heer des Kara

Mustapha entgegenstellen?“

Wieder das gleichmütige Nicken. Der Janitscharenhauptmann prallte zurück. „Wer bist du?“

„Der letzte deutsche Bauer — oder der erste, wenn du willst. Von hier an beginnt Ungarien. Dort aber“ — sein Arm bog sich dem Westen zu — „dort ist das deutsche Land. Weithin, du weißt gar nicht, Türk, wie weit.“

„Wir werden es zertreten, wie wir dich zertreten. Der Türk kommt über die Welt.“

„Wohl, mich werdet ihr zertreten, das weiß ich. Aber was ist der eine, wenn die anderen leben?“ Seine Falkenaugen bohrten sich hart in des Türken schiefe, glitzernde Augen.

„Das verstehst du nicht, Janitschar, was? Ihr seid wie die Heuschrecken, schwärmt über Länder hin und habt in keinem Schwertschlag, den ihr führt, irgendeinen Sinn. Bei uns ist das anders, und darum wird euch das Land und das Volk, das dort drüben ist, das Genick brechen!“

Der Hauptmann stieß ein unbändig grobes Lachen aus und hieb sich auf den Schenkel, als hätte er den besten Spaß gehört. Dann wieder sah er mißtrauisch den Bauer an. „Lebst du ganz allein auf dem Hof?“

„Jetzt schon. Mein Sohn und sein Weib sind mit den Kindern in die Mauern Wiens geflohen. Dort wartet man mit Pech, siedend Öl und Karthäusern auf euch.“

„Wir werden die Wiener im Schlaf überrumpeln. Weg da mit der Fackel vom Fenster!“ herrschte er den Bauer an. „Wenn du ein Zeichen zur Stadt gibst, lasse ich dich lebendig in Stücke hauen!“

Der Bauer senkte gleichgültig die qualmende Pechstange. „Da müßt' schon ein ander Feuer her, wenn es der Türmer von St. Stephan sehen sollte. Ein riesiger Holzhaufen, oder gleich ein ganzer Bauernhof. Dann würden die zu Wien wissen, daß der Türk nur mehr einen Tagesmarsch von den Bastionen entfernt ist. Was meint dazu, Hauptmann?“

Der Janitschar lachte unsicher. Etwas unheimlich war ihm die Ruhe des Alten, der da unter den hochgerodeten Krummsäbeln stand. Geipensisch, schicksalhaft schien ihm dieses hart-leberne Bauerngesicht im unruhigen Fladerechein der tiefgehaltenen Fackel.

„Ein Narr wirst du sein und dein eigen Haus anzünden.“ Beth Aschauer zuckte die Achseln. „Was war daran? Haus und Hof vergehen, aber die Erde bleibt und der deutsche Bauer lebt!“

Türkisch funkelten gelbe Augen. „Du wirst nicht mehr lange leben.“

„Kann sein. Ich bin alt. Nach mir werden wieder Bauern kommen, wenn Ihr schon längst vertrieben seid in euer feines Kleinasiens hinab. Die Acker, die jetzt eure Pferdehufe zertampeln, werden wieder Furchen haben und Getreide wird wieder wachsen.“

„Halt's Maul, alter Schwäger! Was soll das Reden?“

„Hab's schon gesagt: es hat alles seinen Sinn. Wirst es bald merken, Türk.“

Der Janitschar rüttelte den alten Mann. „Was Sinn? Bersteh dich nicht. Sag's oder ...“

Der Bauer wehrte sich nicht; wie eine Gliederpuppe flog er in den Fäusten des riesigen Kriegsmannes hin und her. Nur seine Augen waren lebendig, hingen am Fenster und schienen etwas zu suchen. Bangend zuckt, allmählich aber aufsteigend in erfüllter Gewißheit.

Ein roter Schein war draußen aufgesprungen, purpurne Wellen brandeten über die Wiese, brachten sich am schwarzen Steilufer des Waldbrandes. Da stiegen vor dem Haus Rufe empor, neue Krieger drängten sich durch die Tür und schrie'n ein Wort, das der Bauer nicht verstand und dennoch begriff.

Feuer!

„Hat lang' gebraucht, bis es sich durchgestreift hat vom Herboden zum Dach. Jetzt könnt ihr's nicht mehr löschen bei dem Sturm. Und in Wien wissen sie ...“

Des Alten Worte erstidten im Aufgehen der Türken, im Niedertrahen der krummen Säbel. —

Es steht ein Hof im österreichischen Lande, dort, wo die letzten deutschen Worte erklingen. Und ein verkohelter Balken erinnert an den Türkenbrand, da ein deutscher Bauer starb. Das sind gerade 250 Jahre her.

Im Wittenberger Kloster zu Gast.

Von F. Boshann (Werder a. H.).

Esleben ladet uns ein, in seinen Mauern die diesjährigen Luther-Festwochen zu erleben und uns wieder in die alte Zeit mit ihren Kämpfen und Stürmen zu versetzen. Wer es nur irgend ermöglichen kann, wird sich eine Reise in das liebe Städtchen leisten, aber nur wenigen ist es wohl vergönnt, eine Feierstunde im Wittenberger Kloster zu erleben.

Wer das Wittenberger Kloster betritt, der muß den Alltag mit seinen Sorgen, seinem rasenden Tempo zurücklassen. Er trete gleich mir voller Erwartung und andachtsvoll durch das große Tor ein, das sich so oft auch für Luther, für sein Weib, seine Kinder und seine Freunde geöffnet hat.

Durch eine weite Diele, in der uns Sprüche Luthers das Geleit geben, betrete ich den Klosterhof. Strahlender Sonnenschein, spätsommerliche Wärme, sonntägliche Stille umfangen mich. Drüben unter dem mächtigen Lindenbaum steht der alte Brunnen. Reichte er auch damals schon dem müden Wanderer einen erfrischenden Trunk, lud auch schon damals die Bant zur Ruhe, zum Träumen ein, wenn der Müde aus fernem Landen gepilgert kam, um Luther zu sehen und zu hören? Von der Schloßkirche tönen in vollem Klange die Mittagsglocken herüber, und ich seheersonnen auf der Bant. Alte Zeiten, alte Bilder ziehen an meinem Auge vorüber, mein Ohr lauscht längst verklungenen Stimmen, die sich eifrig oder in würdiger Ruhe über kirchlichen Aufruhr unterhalten.

Da dringt leises Richern und Flüstern zu mir her. Junge Stimmen sind es. Dort unter dem Busch sitzen Kinder, es sind die fünf unseres Luther. Der Älteste — Johann — erzählt in belehrendem Tone etwas; aber die Kleinen, namentlich die feste Margarethe, finden seine Ausführungen gar nicht ernst und wichtig, sie lichern und tuscheln nach Kinderart. Da öffnet sich oben ein Fenster, freundlich winkt die Mutter den Kindern zu und ruft sie zum Mittagessen. Und auch mir schickt ihre gütige Hand einen Willkommengruß, so daß ich den Kindern auf leisen Sohlen folge. Das stürmt und jagt die breiten Treppen hinauf. Die weite herrliche Lutherstube empfängt uns. Am Fenster sitzt in Erwartung der hungrigen Gäste Katharina, leise grüßend neigt sie zu mir ihr Haupt, und ich sehe, daß auch für mich ein Stuhl mit an den Tisch gerückt ist.

Erwartungsvoll stehen wir alle hinter den Stühlen. Mit dem Tischgebet, das heute die sanfte Magdalena sprechen soll, wird wohl noch auf den Vater gewartet, der trotz all seiner Kämpfe, seiner vielen Arbeit die Mittagsstunde im Kreise seiner Lieben nicht gern vermisst. Da naht ein kräftiger Schritt, mir bleibt vor innerem Beben der Atem stehen, denn jetzt soll ich ihn, den Großen, den Kämpfer, den Bahnbrecher von Angesicht zu Angesicht sehen, soll seine Stimme hören, soll an seinem Tisch mit ihm essen dürfen, darf mit erleben, wie er nur Vater und liebender Gatte ist, der von den Seinen umforgt wird.

Doch wie grausam ist das Leben! Ein Rütteln an der Schulter ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Der Klosterwächter ist's. Es sei 1 Uhr und das Kloster müsse geschlossen werden. Ich sehe wieder auf der Bant unter dem Lindenbaum. Verschwunden sind die Kinder, die Mutter, die ganze alte Zeit; und ich muß sie verlassen, die geweihte Stätte, kann nicht noch einmal die alte gebräunte Stube betreten, nicht noch einmal über den alten Tisch leise streichelnd die Hand gleiten lassen, kann nicht ein Weilchen an dem Fensterplatz verweilen, an dem Katharina so oft sorgenvollen Herzens gefessen haben mag.

Dennoch nehme ich ein Erlebnis mit hinaus in den Alltag, denn ein gütiges Augenpaar hatte mir einen Willkommengruß zugenickt, mir, dem stillen Gast im Wittenberger Kloster.

Der Patriarch von Hiva Opa.

Die seltsamen Aufgaben eines Gendarmen auf einer Südseeinsel.

Von Walter Roderich.

Zur Laufbahn des französischen Durchschnittsgendarmen gehören auch ein paar Jahre Dienst in einer der Kolonien. Angenehm für den Beteiligten ist dieser Aufenthalt nicht immer, aber er bringt zwei Vorteile mit sich: Die in den überseeischen Besitzungen zugebrachten Jahre werden doppelt gerechnet, und die Stellung eines Gendarmen unter den Eingeborenen ist manchmal die eines kleinen Selbstherrschers.

So war vor mehr als sechs Jahren der Wachtmeister Carasson

mit dem Vorsatz nach der Südsee gegangen, seine Dienstzeit dort so gut wie möglich zu verbringen und sich nicht über seine Kommandierung auf ein kleines Korallenatoll zu ärgern, obwohl er wußte, daß er unter 600 Eingeborenen der einzige Weiße sein würde. Der Wachtmeister, ein Soldat bis auf die Knochen, hatte sich eingehend nach den Zuständen auf den Südsee-Inseln erkundigt und beschloß, sich so zu verhalten, als ob er in einer französischen Landstadt garnisoniert sei und jederzeit von Vorgelegten kontrolliert werden könnte. So wollte er der größten Gefahr begegnen, die einem Weißen auf einsamen Posten unter Farbigem droht, die Verwilderung, das Herabsinken auf den kulturellen Stand der Eingeborenen selbst.

Er war nur mit seinen Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Dienstbüchern ausgebootet worden. Sein Quartier bestand aus einer Palmblätterhütte. Mit einer vom tropischen Klima noch nicht angegriffenen Energie machte sich der Wachtmeister an den Bau einer sauberen Blokhütte. Über der Tür nagelte er ein Brett an mit der bedeutamen Aufschrift: Gendarmerie Nationale. Daß keiner seiner Eingeborenen das Schild lesen konnte, störte ihn nicht weiter. So war es eben in Frankreich Vorschritt, und so wollte er es auch hier halten.

Zwei Jahre lang betrat kein Eingeborener das Hauptquartier des Wachtmeisters Carasson. Eines Tages aber gelangte der Brave zu der Einsicht, daß sein Magen auf die Dauer die Erzeugnisse seiner Kochkünste nicht länger ertragen würde. So biß er in den härteren Apfel und verschrieb sich eine junge Eingeborene als Köchin. Da er aber — wie wir schon wissen — eine sehr strenge Auffassung von seinen Dienstpflichten hatte und kein schlechtes Beispiel geben wollte, so ging er nach dem Brauch seiner Insulaner eine regelrechte Ehe mit seinem dienstbaren Geist ein.

Die Auswirkungen dieses Schrittes waren gänzlich unerwartet. Hier muß einiges über die Zustände auf dem Atoll Hiva Opa eingeklochten werden. Da keine Verbindung mit anderen Inseln bestand, so war jahrhundertlang Inzucht getrieben worden, die ein müdes Volk zur Folge hatte. Der Stamm ging rasch dem Aussterben entgegen. Eine weitere Folge der Inzucht war die Tatsache, daß es unter den 600 Eingeborenen nur hundert Männer gab. In stumpfer Ergebenheit sahen die Insulaner das Ende ihres Volkes kommen. Sie dachten auch gar nicht daran, für den Lebensunterhalt zukünftiger Geschlechter zu sorgen, von denen sie nicht wußten, ob sie je leben würden. So ließen sie ihre Palmpflanzen verfallen. Carasson hatte diese Zustände mit Besorgnis beobachtet, aber er wußte keine Mittel, um Abhilfe zu schaffen.

Völlig unerwartet wiesen ihm die Eingeborenen selbst den Weg. Wenige Tage nach der „Hochzeit“ mit dem dienstbaren Geist kamen die drei Häuptlinge der Insel im vollen — übrigens seit Jahrzehnten völlig überflüssig gewordenen — Kriegsschmuck zu ihm. Sie machten todernte Gesichter und waren von einer Entschlossenheit, die Carasson nie bei ihnen beobachtet hatte: „Du hast eine unserer Töchter geheiratet. Das genügt nicht. Du wirst zwanzig, dreißig Mädchen von Hiva Opa zur Frau nehmen. Du bist der einzige, der unser Volk vor dem Aussterben retten kann.“

Begreiflicherweise machte der brave Carasson ein verbumtes Gesicht. Die Häuptlinge verstanden es richtig. Einer sagte kurz und bündig: „Du erfüllst unseren Wunsch, oder es gibt Krieg zwischen uns. Wir schlagen dich in Stücke. Es ist ja dann doch alles einerlei. Entscheide dich!“

Im Kopf des Wachtmeisters arbeitete es fieberhaft. Zwar stand in seinen Dienstvorschriften nichts davon, daß ein Gendarm für die Aufzucht des ihm anvertrauten Stammes zu sorgen hatte, aber schließlich gehörte es doch zu seinen Pflichten, alles zur Wohlfahrt des Völkchens zu tun. Und dann kam ihm noch ein Gedanke. Er sprach ihn gleich aus: „Gut, ich heirate ein paar Duzend Eurer Töchter, aber nur unter einer Bedingung: Für jeden meiner Nachkommen muß der Vater des Mädchens 50 Palmen anpflanzen, damit für den Lebensunterhalt der Kinder gesorgt ist. Einverstanden?“

Die Häuptlinge hatten nichts dagegen einzulinden. Die Sorge um das Schicksal ihres Volkes besiegte ihre angeborene Faulheit. Der Pakt wurde geschlossen.

Als nach sechs Jahren ein französisches Regierungsboot vor dem Atoll ankerte, um den Wachtmeister Carasson abzulösen, traute der Kommandant seinen Ohren kaum. Denn der Gendarm meldete: „Ich möchte bei meiner Familie bleiben. Ich habe 31 Frauen, 49 Jungen und 13 Mädchen. In den letzten drei Jahren sind auf der Insel 3075 Palmbäume gepflanzt worden, 50 für jedes Kind. Nur einer meiner Schwiegerväter hat mich betrogen und ist gestorben, als er erst 25 Palmen gepflanzt hatte.“

Die Unterredung wurde plötzlich unterbrochen. Zwanzig, dreißig Piroquen wimmelten um das Regierungsboot herum, bemant mit einem halben Hundert schreiender, gestikulierender Eingeborener. Carasson erklärte achselzuckend: „Sie schrien nach ihrem weißen Häuptling. Sie haben Angst, ich könnte ihnen entfährt werden.“

Da trakte sich der Kommandant den Kopf: „Dann bleiben Sie eben. Ich werde berichten, ich sei selbst entschieden der Ansicht, daß Hiva Opa seinen Patriarchen behält.“